

Unverkäufliche Leseprobe



Charlotte Knobloch
Trotzdem weiter

Ein jüdisch-deutsches Fazit

2026. Rund 272 S.

ISBN 978-3-406-85089-9

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/40783245>

Charlotte Knobloch
Trotzdem weiter

Charlotte Knobloch

Trotzdem weiter

Ein jüdisch-deutsches Fazit

Unter Mitarbeit von
Aaron Buck und Richard Volkmann

C.H.Beck

Mit 12 Abbildungen
Lektorat: Ludger Ikas, Berlin

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026
Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen
dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining
vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: © Astrid Schmidhuber, München

Satz: Janß GmbH, Print- und Digitalmedien, Pfungstadt

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 85089 9

www.chbeck.de/nachhaltig
produktsicherheit.beck.de

**Unseren Kindern
und Kindeskindern**

Inhalt

Prolog · 9

1. Der Einschnitt (2012) · 17
2. Zeitenwende (2013) · 47
3. Gesichter unseres Landes (2014–2015) · 72
4. Die Rückkehr des Terrors (2013–2016) · 108
5. Der 9. November 2016 – Jubiläum in stürmischen
Zeiten · 124
6. Angriffe auf die Parlamente (2017–2020) · 129
7. Angriffe auf die Gesellschaft (2017–2019) · 156
8. Ausnahmezustand (2020–2021) · 184
9. Kein Halten mehr (2022) · 197
10. Israels schwarzes Jahr (2023) · 213
11. Entfremdung (seit 2023) · 224

Epilog · 249

Dank · 257

Anmerkungen · 259

Bildnachweis · 263

Personenregister · 264

Prolog

Es ist heiß in München am 30. Juni 2025. Im steinernen Justizpalast steht die Luft. Die Zeit ist hier nicht stehen geblieben. Erstmals sah ich die gewaltige Glaskuppel und die beidseitigen Treppenanlagen als kleines Mädchen. Mein Vater, Fritz Neuland, war zu Beginn der 1930er-Jahre ein angesehener Anwalt in München. Er nahm mich mit hierher – ehrfürchtig, stolz, voller Vertrauen in den Rechtsstaat. Wenig später vollzogen in den Schwurgerichtssälen nationalsozialistische Staatsanwälte und Richter mörderisches, ideologisches Unrecht als scheinbar unumgängliches Recht. Der Justizpalast, eine Todesfalle.

Ab 1948 begleitete ich meinen Vater, der nun wieder ein angesehener Anwalt, aber infolge der NS-Zwangsarbeit nahezu erblindet war, zur Aktendurchsicht und -abschrift sowie zu Prozessen hierher. 1978 holte ich meinen Sohn und 1987 meine jüngere Tochter nach ihren juristischen Staatsprüfungen hier ab.

An diesem Tag im Sommer 2025 ist der prächtige Lichthof für eine Preisverleihung bestuhlt. Die Atmosphäre ist festlich. Erstmals wird eine Auszeichnung für besondere Courage gegen Antisemitismus in Justiz und Polizei verliehen: der Fritz-Neuland-Gedächtnispreis. Ausgezeichnet werden der Zentrale Antisemitismusbeauftragte der Bayerischen Justiz, Oberstaatsanwalt Andreas Franck, sowie die Arbeitsgruppe PRIOX des Polizeipräsidiums Unterfranken für ihren vorbildlichen Einsatz. Auf den Plätzen liegen Fächer. Kalte Getränke werden gereicht. Die Hitze macht allen zu schaffen. Die Erinnerungen sind un-

gleich verteilt. Den Abend eröffnet der Stifter des Preises, der Münchner Unternehmer Michael Fischbaum. Er schildert, wie mein Vater, in der NS-Zeit zum «Rechts-Konsulent» degradiert, seiner Großmutter, Margarete Schreiner, an diesem Ort das Leben rettete. Sie hatte ein einziges Mal vergessen, mit dem von den Nazis verordneten Zwangsvornamen «Sara» zu unterschreiben. Diese Unachtsamkeit bedeutete eine tödliche Gefahr. Doch in der Verhandlung rang mein Vater dem Richter einen Haftaufschub ab. Margarete tauchte unter und überlebte die Shoa.

Der Bayerische Staatsminister der Justiz, Georg Eisenreich, und der Bayerische Staatsminister des Innern, für Sport und Integration, Joachim Herrmann, lassen es in ihren Reden nicht an Klarheit fehlen. Sie gehen hart ins Gericht mit NS-Justiz und NS-Polizei. Sie benennen unverstellt sowohl die totale Zertrümmerung des Rechtsstaats im Nationalsozialismus als auch deren mangelhafte Aufarbeitung nach 1945 sowie die schändliche personelle und in Teilen auch geistige Kontinuität über die ersten Jahrzehnte der Bundesrepublik. Ebenso deutlich werden die Staatsminister in ihrem Befund über die Gegenwart. Sie beklagen den wachsenden Antisemitismus in allen Bereichen der Gesellschaft und bekräftigen die umfassenden staatlichen Bemühungen im Kampf dagegen. Als jemand, der keine Sekunde der Nachkriegszeit verpasst hat, weiß ich: Reden in dieser glaubhaften Ehrlichkeit und Entschiedenheit sind noch nicht lange zu hören.

Über viele Jahre hatte sich die jüdische Gemeinschaft danach gesehnt, dass politische Reden über die NS-Zeit, über NS-Verbrechen und NS-Opfer weniger nach pflichtgemäßem Ritual klingen, sondern mehr nach Menschen, die über Menschen sprechen. Viel zu lang hörten sich politische Gedenkreden mechanisch an, blieben hinter den Dimensionen der historischen Wahrheit zurück. Sie ließen ehrliche Analyse und Auseinander-

setzung ebenso vermissen wie Empathie. Und: Es fehlte zu oft an der Offenheit für die heutigen Probleme und Bedrohungen der jüdischen Gemeinschaft, die ohne Geschichtsbewusstsein weder zu verstehen noch einzuordnen sind.

Heute hören wir die ersehnten Reden – wissend, kompromisslos, ehrlich und einfühlsam. Heute herrscht in der politischen Mitte Konsens über die Bewertung der nationalsozialistischen Vergangenheit. Auf die Verblendung an den politischen Rändern werde ich noch eingehen. An dieser Stelle möchte ich jedoch den enormen politischen Fortschritt betonen, der in Reden wie an diesem Tag im Münchner Justizpalast zum Ausdruck kommt.

Zur Wahrheit gehört aber auch: Just in jenen Jahren, in denen die Spitzenpolitik zu einer Sprache findet, die von neuem Geschichts- und Verantwortungsbewusstsein zeugt, schrumpft in der Bevölkerung der Anteil derjenigen, für die Politikerinnen und Politiker in dieser Weise sprechen. Umfragen zufolge schwindet in der deutschen Gesellschaft die Bereitschaft zur Aufarbeitung der deutschen Vergangenheit, während antisemitische Einstellungen und Vorfälle zunehmen. Immer öfter und schmerzhafter erleben jüdische Menschen Abwehrreflexe in der historischen Debatte sowie Unverständnis oder gar offene Anfeindung in der Gegenwart.

Während ich in meiner anschließenden Rede den Staatsministern für ihre Worte und ihr Wirken und den Preisträgern für ihren Einsatz in Justiz und Polizei danke, weiß ich bereits von einem Urteil des Bayerischen Verwaltungsgerichtshofs, das tags darauf für ein breites Medienecho sorgen wird. Das Münchner Polizeipräsidium war mit dem wehrhaften Versuch gescheitert, einen Polizeibeamten aus dem Dienst zu entlassen, der gut zehn Jahre zuvor auch im Personenschutz im Einsatz gewesen war und sich derweil in privaten Chats mehrfach rassistisch, frem-

denfeindlich und zutiefst antisemitisch geäußert hatte. Das Urteil betrübt mich, ändert aber nichts daran, dass ich jedes Wort meiner Rede an diesem Abend ernst meine. Ich vertraue auf den deutschen Rechtsstaat. Ich bin zutiefst dankbar für die Arbeit der deutschen Polizei und der deutschen Justiz zum Schutz der jüdischen Menschen. Daran will ich keinen Zweifel lassen.

Und doch, ich spüre: Es verändert sich etwas in unserem Land. Deshalb schreibe ich dieses Buch.

In dem Augenblick, als der uniformierte Polizeichor München *Rachamana* singt, ein aramäisches Gebet für Vergebung, verschwimmen für mich für einige Momente Zeit und Raum. Die Todesurteile, die in den Stockwerken über uns gesprochen wurden; die Furcht, die mich deutsche Uniformen einst lehrten; die Dutzenden Polizisten auf den Treppengängen und Balkonen, die in diesem Moment nötig sind, um diese Veranstaltung – auch mich – zu beschützen; der antisemitische Hass, vor dem uns keiner schützen kann, der zur selben Zeit in meinem Posteingang landet und jüdische Eltern nicht schlafen lässt; die neue alte Angst, wie die Vorfahren womöglich den letzten Moment für die Flucht zu verpassen, weil das Ungeheuerliche unvorstellbar ist. An diesem Abend im Münchner Justizpalast zeigt sich wie in einem Kaleidoskop das komplexe Bild jüdischen Seins und Fühlens in Deutschland – bis heute.

Dass es unmöglich war, ist und bleibt, an die Zeit vor 1933 anzuknüpfen, liegt auf der Hand. Aber als ich im Jahr 2012 mit Rafael Seligmann unter dem Titel *In Deutschland angekommen* meine Erinnerungen aufschrieb, war ich gefestigt in dem Eindruck, dass es weitgehend gelungen ist, jüdisches Leben in Deutschland auf ein stabiles Fundament zu stellen. Das vorliegende Buch resultiert aus der Erkenntnis: Ich habe mich getäuscht. Wir haben uns getäuscht!

Denn das Fundament bekommt Risse. Jüdische Menschen,

die hier ihre Heimat haben – zum allergrößten Teil ihre einzige Heimat –, hegen inzwischen ernsthafte Zweifel, ob und wie lange sie in unserem Land, auf diesem Kontinent noch eine Zukunft haben. Im Jahr 2026 hat der Antisemitismus, besser: der Judenhass, wieder ein quantitatives und qualitatives Niveau erreicht, das längst nicht mehr nur «alarmierend» oder ein «Weckruf», sondern akut und konkret gefährlich – ja: existenziell bedrohlich ist. Antisemitismus, der doch angeblich «keinen Platz» haben darf, hat sehr wohl Platz. Viel Platz sogar. Er ist wieder salonfähig. Weg war er ohnehin nie, aber heute spukt er zunehmend entfesselt in den Köpfen zu vieler Menschen. Antisemitismus ist zudem mitnichten, wie es vielen Rechtspopulisten gefallen würde, nur ein «importiertes» Problem unter Muslimen. Er wuchert an den schmutzigen Rändern rechts wie links und keimt selbst in der gesellschaftlichen Mitte auf, dort vielleicht nur etwas besser getarnt oder sogar intellektuell und moralisch verbrämt.

In jedem Fall ist die vermeintliche Tabuisierung antisemitischer Ressentiments längst einer gewissen Gewöhnung an alltägliche judenfeindliche Tiraden und Praktiken gewichen. «Jude» ist wieder ein Schimpfwort. Judenfeindliche Schmierereien, Schändungen, Zuschriften, Anrufe, Drohungen und Einschüchterungen sind Alltag in Deutschland und Europa. Acht Jahrzehnte nach der Shoa werden auch hier wieder Menschen ermordet, weil sie jüdisch sind. Jüdisches Leben kann nur unter Polizeischutz stattfinden. Jüdische Menschen sind nicht mehr sicher, nicht mehr geborgen, nicht mehr frei.

Anzeichen für diese Entwicklung waren schon vor der Veröffentlichung meiner Biografie 2012 zu erkennen. Aber ich habe sie damals falsch gedeutet. Ich sah darin die gewohnten Unwuchten, die das Auf und Ab für jüdische Menschen in Deutschland seit 1945 prägten, den steten positiven Trend jedoch nicht

aufhielten. Rückblickend muss ich meine Einschätzung revidieren: Es waren keine Unwuchten, es gibt einen Achsenbruch. In den aufkeimenden Missständen, die ich in den Jahren nach der Eröffnung der neuen Münchner Hauptsynagoge 2006 als heilbare Rückschritte las, erkenne ich heute eine schleichende Negativtendenz, die die Errungenschaften der Jahrzehnte zuvor ernsthaft gefährdet. War ich 2012 noch wirklich zuversichtlich, dass die Bundesrepublik Deutschland auf Dauer ein sicherer Hafen für jüdische Menschen, für Freiheit, Demokratie und Rechtsstaat bleiben würde, so habe ich heute zwar noch immer Hoffnung, also einen emotionalen Optimismus. Die echte Zuversicht jedoch, also die feste Überzeugung auf realistischer Faktenlage, ist mir abhandengekommen.

So berichte ich im Folgenden über die Zeit nach dem «Ankommen». Ich wollte dieses Buch eigentlich nicht schreiben. Aber es hat sich gezeigt, dass meine Geschichte mit *In Deutschland angekommen* nicht auserzählt ist. Im Gegenteil, es sollte sich herausstellen, dass ausgerechnet die Jahre seit 2012 politische und gesellschaftliche Entwicklungen zeitigten, die meine feste Überzeugung, angekommen zu sein, wieder erschüttert haben. Daher will ich zu beschreiben versuchen, welche Gedanken mich angesichts dessen beschäftigen, welche Sorgen, Wünsche und, ja, auch Hoffnungen ich hege – stellvertretend für viele jüdische und nichtjüdische Menschen in unserem Land.

Dieses Buch basiert nicht auf Frust und Enttäuschung, sondern auf Liebe. Auf Liebe zu meiner Heimat. Ich habe nur diese eine. Trotz aller Rückschläge sind die jüdischen Bürgerinnen und Bürger unseres Landes Patrioten. Wir sind entschlossen, für diese unsere Heimat zu kämpfen. Wir sind Teil der deutschen Geschichte. Wir sind Teil der deutschen Gesellschaft. Wir sind Teil des Lebens in diesem unserem Land. Wir gehören dazu – seit über 1700 Jahren.

Wenn jüdische Menschen die Missstände beklagen, unter denen sie leiden, bekommen sie oft Sätze zu hören wie: «Dann geh doch, wenn du es so schlimm findest.» Solche «Empfehlungen» schmerzen nicht nur. Sie verkennen auch etwas Fundamentales: In einem Land, in dem Juden nicht mehr frei und sicher leben können, kann über kurz oder lang kein freiheitsliebender Mensch mehr gut und sicher leben. Dass sollte jedem bewusst sein. Für diese Einsicht möchte ich werben.

Fritz Neuland, meinem Vater, war in diesem Land alles genommen worden. Aber es ist den Nationalsozialisten nicht gelungen, ihn zu brechen – seinen Stolz, seinen Glauben, sein Vertrauen, seine menschliche Größe. Trotzdem weiter, immer weiter, niemals aufgeben – das war seine Superkraft. Es hat einige Jahre gedauert, ehe ich mir seine Haltung, seine Kraft zu eigen machen konnte. Doch schließlich haben mich nicht Angst, Wut oder Hass dorthin gebracht, wo ich heute bin, sondern Liebe, Hoffnung, Vertrauen und die feste Gewissheit: Ich breche nicht! Was auch geschieht – ich lebe, ich kämpfe, ich mache immer weiter!

München, Februar 2026

Charlotte Knobloch

1

Der Einschnitt

2012

Ich freue mich ganz besonders, dass wir zu Beginn dieses neuen Kalenderjahres einen so freudigen und fröhlichen Grund haben, hier zusammenzukommen.» Mit diesen Worten leite ich am 11. Januar in der Synagoge Ohel Jakob meine erste Rede des Jahres 2012 ein. Ich blicke in glückliche Gesichter einer Festgesellschaft. Die Familie eines langjährigen Kollegen und engen Weggefährten, ihre Gäste und viele Mitglieder der Gemeinde – gemeinsam feiern wir einen Höhepunkt im Leben eines jüdischen Jungen: seine Brit Mila, die Beschneidung. In diesem heiteren Moment ahnt niemand, was wenige Monate später über uns hereinbrechen würde.

Der Verlauf des Jahres 2012 entbehrt nicht einer traurigen Ironie. Wenige Tage vor meinem achtzigsten Geburtstag Ende Oktober werden meine biografischen Erinnerungen veröffentlicht. Das Buch mit dem Titel *In Deutschland angekommen* wurde in der entsprechenden inneren Überzeugung verfasst. Das Manuskript ist bereits abgegeben. Wenn ich gewusst hätte, was sich just in diesem Jahr ereignen wird, ich hätte diesen Titel vermutlich nicht mehr gewählt.

Gut möglich, dass auch einzelne Mitglieder des achtköpfigen «unabhängigen Expertenkreises Antisemitismus» im Laufe des Jahres ihr Urteil nachgeschärft hätten. Im Jahr 2009 von

der Bundesregierung beauftragt, erfolgt die offizielle Vorstellung seines Berichts über Antisemitismus in Deutschland am 23. Januar 2012. Damit hat ganz Deutschland schriftlich, was für jüdische Bürgerinnen und Bürger Alltagserfahrung ist: Antisemitische Einstellungen und klischeehafte Judenbilder sind in der deutschen Kultur und Gesellschaft nach wie vor tief verwurzelt. Der Bericht führt aus, dass mindestens latente antisemitische Einstellungen «in erheblichem Umfang» vorhanden seien – etwa zu 20 Prozent. Besonders gefährlich erscheine «die Anschlussfähigkeit des bis weit in die gesellschaftliche Mitte reichenden und nicht hinreichend geächteten Antisemitismus für rechtsextremistisches Gedankengut». Nicht weniger Anlass zur Sorge sehen die Experten schon damals aber auch im Antisemitismus von links und im Islamismus. Dies gelte im öffentlichen Diskurs insbesondere für die «Israelkritik» (eine Wortkombination aus Staatsname und «Kritik», die der Duden übrigens nur für einen einzigen Staat kennt, den jüdischen). Sie sei geprägt von einem einseitigen Feindbild, wonach der Staat Israel schlechthin mit «den Juden» identifiziert und allein für den Nahostkonflikt verantwortlich gemacht werde. Aus der Schwerpunktverlagerung antisemitischer Inhalte erkläre sich auch, dass der Antisemitismus in Deutschland nicht mehr wie bis in die 1970er-Jahre hinein relativ kontinuierlich mit dem demografischen Rückgang der durch den Nationalsozialismus geprägten älteren Generationen abnehme. Vielmehr sei seit den 1980er-Jahren eine Wellenbewegung zu konstatieren, die offenbar sehr stark durch die Ereignisse im Nahen Osten und die innenpolitische Debatte, insbesondere die Auseinandersetzung um Rechtsextremismus und Nationalsozialismus, geprägt sei.¹

Während der Bericht der Experten inklusive Handlungsempfehlungen auf geduldigem Papier vorliegt, türmen sich die

nächsten Wellen, von denen darin abstrakt die Rede ist, bereits konkret auf. Im Laufe des Jahres steht uns ein Tsunami bevor.

Kampf gegen «Mein Kampf»

Noch im Januar steht ein Wiedergänger in Buchform sprichwörtlich vor der Tür: *Mein Kampf*. Der britische Verleger Peter McGee kündigt an, längere Auszüge als Broschüre verkaufen zu wollen. Bekanntermaßen gilt nicht nur «Sex sells», sondern auch «Hitler sells», wie unzählige TV-Dokus, Kinofilme und Magazin-Cover über die Jahrzehnte belegen. McGee geriert sich als historischer Aufklärer. Es sei längst überfällig, so der Verleger, dass eine breite Öffentlichkeit die Möglichkeit bekomme, sich mit dem Originaltext auseinanderzusetzen. Das sehe ich anders. Die Wiederauflage einer der übelsten Hetzschriften, die in unserem Land je verfasst worden ist, hat uns gerade noch gefehlt. Zwar vertraue ich auf die Urteilskraft der Menschen, aber wir wissen um die grauenvolle Nachgeschichte dieses Machwerks. Hitlers üble Mischung aus Biografie, Bekenntnis und Agenda hielt die Leute nicht davon ab, ihn zu wählen. Schließlich realisierte er sein «Reich» und seine ideologischen Visionen – bis hin zum Holocaust.

Und McGee? Ich empfand es schon als fragwürdig, als er von 2009 an in der Reihe seiner historischen Wochenzeitung *Zeitungszeugen* Nachdrucke des NSDAP-Parteiorgans *Völkischer Beobachter* und von Goebbels' *Der Angriff* an die Kioske brachte. Aber *Mein Kampf*? In den dunklen Ecken des Internets war dieses durch und durch hasserfüllte antijüdische Pamphlet schon längst zu bekommen, aber nun sollten all die antisemitischen Ressentiments und Verschwörungserzählungen einfach so am Kiosk erhältlich sein? Im Vorbeigehen, auf dem Weg in

die Schule, die Arbeit, den Urlaub? Das war ein unerträglicher Gedanke.

Ich gebe zu, dass ich mich zuvor nicht damit beschäftigt hatte, warum uns das bis dato erspart geblieben war. Naiverweise schrieb ich es wohl dem gesunden Menschenverstand zu. Tatsächlich waren es juristische Hürden. Seit 1948 lagen die Urheber- und Verlagsrechte an Hitlers Werk beim bayerischen Finanzministerium. Ein Aktenvermerk von 1966 hält fest, dass der Verbreitung des Buches «mit zivilrechtlichen, strafrechtlichen, administrativen und anderen geeigneten Mitteln tatkräftig entgegengetreten werden soll». Daran scheitert dann auch McGees Vorhaben 2012. Der Freistaat klagt und bekommt vor dem Münchner Landgericht recht. *Mein Kampf* darf in Deutschland nicht publiziert werden. Noch nicht. Denn McGees Vorstoß ist nur das Vorspiel. Die eigentliche Herausforderung wird auf die Zukunft datiert – konkret: auf Ende 2015. Denn siebzig Jahre nach dem Tod eines Autors erlöschen seine Urheberrechte. Das gilt auch für Adolf Hitler. Dann könnte sein Werk nach Belieben legal verbreitet werden. Der Kampf gegen *Mein Kampf* hat erst begonnen.

Einstimmig beschließt der Bayerische Landtag die Bildung einer Expertenkommission. Um das weitere Vorgehen zu eruieren, beruft der zuständige Finanzminister Markus Söder einen «Runden Tisch» ein, an dem auch ich teilnehme. Unterschiedliche Ideen bis hin zu einer Ausgabe für Schulen (um Gottes willen!) stehen im Raum. Schlussendlich wird ein Historikerteam des renommierten Instituts für Zeitgeschichte München-Berlin (IfZ) unter Leitung von Christian Hartmann beauftragt, eine wissenschaftlich kuratierte Gesamtausgabe vorzulegen. Diese soll eine umfassende kritische Kommentierung beinhalten, um Hitlers Propaganda nachhaltig zu dekonstruieren und zu entmystifizieren. Um wiederum sicherzustellen, dass neben dem

politisch-historischen Aufklärungswerk des IfZ keine weiteren Editionen von *Mein Kampf* veröffentlicht werden, kündigt die Bayerische Staatsregierung an, gegen jede Neuauflage wegen Volksverhetzung zu klagen.

Günter Grass' letzte Tinte für «Was gesagt werden muss»

Kaum ist das Comeback der zentralen schriftlichen Quelle des Nationalsozialismus vom Tisch, veröffentlichen *Süddeutsche Zeitung*, *El País* und *La Repubblica* am 4. April 2012, in der Karwoche, ein in Prosa verfasstes Propagandagedicht von Günter Grass. Darin schreibt er sich mit «letzter Tinte» von der Seele, «was gesagt werden muss» – so der Titel des Machwerks. Der Literaturnobelpreisträger geht mit derselben schamlosen Perfidie vor, mit der bis heute beklagt wird, man dürfe Israel nicht kritisieren – um ebendas im selben Atemzug ausgiebig und mit großer Reichweite zu tun. In kürzester Zeit ist das «Gedicht» weltweit zu lesen, zu sehen, zu hören.

Nur gut zwei Wochen zuvor verkündet das ZDF einen nicht unumstrittenen journalistischen Scoop. Am 18. März hatte Claus Kleber im Iran ein 45-minütiges Interview mit dem Präsidenten Mahmud Ahmadinedschad aufgezeichnet. Die im *heute journal* ausgestrahlten Ausschnitte machen mich fassungslos. Ein Diktator, der politische Kopf des grausamen, mörderischen und antisemitischen Mullah-Regimes, erhält eine Bühne im Zweiten Deutschen Fernsehen, um den Holocaust der Nazis zu leugnen und Pläne für einen eigenen Holocaust anzukündigen. Das Interview sorgt weltweit für Schlagzeilen. Aus New York ruft mich Ronald S. Lauder an, der Präsident des World Jewish Congress (WJC), um mir ein Pressestatement nahezulegen. Ein Jahr noch

bin ich für Deutschland Vizepräsidentin des WJC. Im Februar erst haben wir uns gemeinsam wegen vermehrter Holocaustleugnung zu Wort gemeldet. Die *Süddeutsche Zeitung* berichtete über eine mehr als drei Monate zurückliegende Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts: Am 9. November 2011 – kein unbedeutendes Datum – hatte das oberste deutsche Gericht das Urteil gegen einen achtundachtzigjährigen (Neo-)Nazi aufgehoben, der wegen Leugnung des Holocaust in drei Instanzen der Volksverhetzung für schuldig befunden und verurteilt worden war. Das Bundesverfassungsgericht urteilte nun: Zwar sei die Holocaustleugnung an sich strafbar, aber nicht im konkreten Fall. Der Mann hatte den Holocaust so raffiniert geleugnet, dass er sich auf die Meinungsfreiheit berufen konnte. Ich gebe die Tipps hier nicht weiter – wer sich partout für die Gebrauchsanleitung interessiert, kann das Urteil mit dem Aktenzeichen 1 BvR 461/08 lesen. Wenn es um die Rechtsprechung und die Unabhängigkeit der Gerichte geht, ermahne ich mich im Allgemeinen zu Zurückhaltung. In diesem Fall erscheint es mir aber gerechtfertigt, meine Irritation zum Ausdruck zu bringen: Die Leugnung des Holocaust darf sich nicht in die lange Reihe der Unsäglichkeiten eingliedern, die – wie es der bereits zitierte Antisemitismusbericht darlegt – mittlerweile wieder salonfähig geworden sind. Diese Form der Volksverhetzung ist eines der letzten Tabus, zumindest in Deutschland. In anderen Ländern bleibt die Lüge aller Lügen ohnehin folgenlos.

Zu dem Zeitpunkt verhandelte das Oberlandesgericht Nürnberg ein Strafverfahren wegen Volksverhetzung gegen Richard Williamson, der damals noch der ultrakonservativen Piusbruderschaft angehörte. Der notorische Holocaustleugner hatte schwedischen Journalisten im November 2008 in einem Priesterseminar bei Regensburg ein TV-Interview gegeben und darin sowohl die Existenz von Gaskammern in der NS-Zeit bestritten als auch

die Tatsache von sechs Millionen ermordeten Juden. Das Interview wurde Ende Januar 2009 im schwedischen Fernsehen ausgestrahlt. Ausgerechnet der deutsche Papst Benedikt XVI. hob wenige Tage später die seit fast zwanzig Jahren geltende Exkommunikation des Bischofs auf und holte ihn in die katholische Kirche zurück.

Für Holocaustleugner gilt vor allem der Iran als Eldorado. In Teheran wird sogar in einem international ausgeschriebenen Wettbewerb die beste Karikatur über den Holocaust – oder dessen Nichtexistenz – ausgezeichnet. Es verwundert also nicht, wie der iranische Präsident Ahmadinedschad über die Juden oder ihre Vernichtung denkt. Aber dass er seine antisemitischen Fantasien und Lügen im öffentlich-rechtlichen ZDF ausbreiten kann, hinterlässt mich mehr als verwundert. Das einzig Gute, das ich darin erkennen will, ist die Tatsache, dass Ahmadinedschad im Gespräch mit Claus Kleber offen seine Verschwörungslügen über Israel und die Juden, seinen Hass, seine Vernichtungsabsicht und seine Atom-Ambitionen zum Ausdruck bringt. Entlarvend ist auch seine Schwärmerei über die historische «Sonderbeziehung» zwischen Iran und Deutschland, womit er letztlich auf das Wissen um den «richtigen» Umgang mit Juden anspielt. Mit diesem Interview kann – so hoffe ich – jeder in Politik und Gesellschaft verstehen, dass die bisherigen diplomatischen und wirtschaftlichen Ansätze ungeeignet sind, um einen politischen Richtungswechsel im Iran zu befördern. Dementsprechend fordern Lauder und ich von Deutschland eine deutliche Reaktion auf die perfiden Aussagen des iranischen Präsidenten im ZDF.²

Die Hoffnung wird jedoch enttäuscht. Immer wieder setzt man auch in den folgenden Jahren im Umgang mit dem Iran auf Diplomatie, Handel und Abkommen. Jüdische Menschen können es sich indes nicht leisten, Drohungen, sie vernichten zu

wollen, nicht ernst zu nehmen! Ich fordere dazu auf, Tyrannen beim Wort zu nehmen – heißen sie Hitler, Putin oder Chamenei. Damals wie heute hege ich keinen Zweifel, dass das Mullah-Regime den jüdischen Staat vernichten will. Der Iran ist seit Jahrzehnten die zentrale ideologische und finanzielle Kraft hinter dem militanten, terroristischen Kampf gegen Israel.

Was ich 2012 noch nicht weiß: Im Juni 2025 haben die Mullahs die Fingerspitzen an der Atombombe. Israel und die USA schlagen sie ihnen jedoch aus der Hand. Das war das einzig Richtige!

Günter Grass sähe es vielleicht anders. Sein Gedicht lässt mich jedenfalls vermuten, dass er ein anderes Interview mit Ahmadedschad gesehen hat. Ausgerechnet Grass, der wenige Jahre zuvor im Dickicht der Häute seiner Zwiebel der Bundesrepublik und Nachkriegsgeschichte gestehen musste, dass sein Werk und sein Stellenwert als intellektuelle, moralische Instanz von einer Lüge eskortiert wurden, wähnt sich jetzt in der Märtyrerrolle. Er schwingt sich auf, Deutschland, den Iran und die Welt zu beschützen: vor Israel. Ich lese die Zeilen seines «Gedichts» mehrmals. Die Geste des Tabubrechers erinnert mich unwillkürlich an die Rede von Martin Walser am 11. Oktober 1998 in der Frankfurter Paulskirche. Walser hatte seine Auszeichnung mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels zum Anlass genommen, die Grenze des Sagbaren mit höchstem intellektuellem Placet irreversibel zu verschieben.

Und nun also Grass. Die Dämonisierung des jüdischen Staates, die Verharmlosung der iranischen Vernichtungsdrohungen, die Schuldverschiebung und die Selbstentlastung, die antisemitischen Muster – all das und mehr, was in und zwischen seinen Versen steckt, wird in den Tagen nach ihrer Publikation medial umfassend aufbereitet. Die meisten Redaktionen der Republik

weisen die wüsten Behauptungen bemerkenswert klar, sachlich und faktenorientiert zurück. Entsprechend hoffe ich, dass Grass nur den rechten und linken Unverbesserlichen imponiert, dass sich in der Breite aber die Interpretation durchsetzt, wonach das Gedicht nicht die Wahrheit der Gegenwart abbildet, sondern die antisemitische Lüge der Vergangenheit, die Grass in jungen Jahren doch stärker geprägt haben muss, als er sich das eingesteht.

Doch ich liege falsch. Der obsessive israelkritische, nein, israelfeindliche Reflex, der infolge des Gedichts greift – er ist bereits Mainstream geworden. Dort, wo der alte krude Antisemitismus als nicht mehr opportun gilt, hat sich ein vermeintlich politisch korrektes, gar als moralisch geboten propagiertes Äquivalent etabliert: der Antizionismus. In einer Umfrage³ der *Financial Times Deutschland* stimmen 57 Prozent den «Thesen» von Grass zu, weitere 27 Prozent finden sie «diskutabel», und nur 4 Prozent werten sie als «antisemitisch». Ähnlich die Ergebnisse einer Onlineumfrage der ARD: Dort stimmen 51 Prozent Grass vollkommen zu, wohingegen nur 15 Prozent der Meinung sind, er sei «zu weit gegangen». Zahlen aus dem Jahr 2012. Wie sähen sie wohl jetzt, 2026, aus? Mir graut vor der Antwort. Würde Grass noch leben und sein Gedicht heute in die Welt werfen – ich fürchte, seine Tinte fiel auf noch fruchtbareren Boden.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de